

(Nachdruck verboten.)

91

Die flucht.

Von K. Bagrynowski.

Die Klugeln klapperten, das Päckchen flog mit leisem Knistern in die Hand des Adjunkten, und schon knisterte ein neues zwischen den geübten Fingern des Beamten.

„Eins . . . zwei . . . drei . . . vier . . .“

Niehorski schloß die Augen und versuchte an etwas andres — etwas weit Entferntes zu denken . . . Ein zorniges, heißes Gefühl stieg in ihm auf, und um es wenigstens teilweise zu beherrschen, fing er an, bis hundert — bis tausend zu zählen. Glücklicherweise traten Glitsberg und Pietroff ein. Die Unterhaltung mit ihnen beruhigte ihn etwas. Bald gesellten sich auch Samuel und Woronin zu ihnen, und endlich trat Krassuski polternd ein. Die Kosaken ließen der freien, kühnen Gestalt des Jünglings den Weg frei, und dieser wäre gewiß in das Zimmer des Isprawniks getreten, wenn ihn Niehorski nicht zurückgehalten hätte.

„Warum werden sie nicht abgeliefert?“

„Gelder! Sie sollen gleich fertig sein.“

Das „Gleich“ dauerte noch eine volle Stunde. Die Schatten schwankten, die Klugeln klapperten, das Papier knisterte und die Zahlen folgten einander schnell, wie die Worte des Rosenkranzes. Krassuski war wütend. Endlich ward es still im Zimmer. Niehorski, der im Vordergrund stand, hob den Kopf und sah, wie der Isprawnik ihre Briefe in die Hand nahm und die Umschläge aufriß. Trotzdem er diese Art Kontrolle schon so lange ertragen mußte, konnte er sich nicht an den Anblick gewöhnen und wandte das Gesicht ab. Da hörte er den Isprawnik flüstern: der Beamte neigte sich über den Tisch dem Adjunkten zu und zeigte ihm lächelnd eine Stelle des Briefes. Auf das feiste, aufgedunsene Gesicht des letzteren trat ein häßliches Lächeln. Krassuski, der es auch bemerkt hatte, machte plötzlich die Thür weit auf.

„Sind Briefe da?“

„Ah, das sind Sie! Ja, ja, hier ist einer für Sie!“ antwortete der Isprawnik. Er nahm den Brief vom Tische und schnitt das Couvert umständlich auf. Die ausgestreckte Hand des Jünglings bebte, seine Augen schleuderten Blitze. In den Augen und um die Mundwinkeln des Isprawniks zitterte ein verhaltenes Lächeln.

„Aha! Polnisch! Ich könnte Ihnen den Brief vor-enthalteln.“

„Bah!“

In dem Ausruf des Verbannten grollte es so drohend, daß der Isprawnik sich vor Vergnügen das Kinn streichelte. Er war ein „Sybirak“; die Macht des Staates, den er repräsentierte, war ihm ziemlich gleichgültig; tief im Grunde des Herzens empfand er einen Widerwillen gegen Rußland; er wußte um die wichtigen Dienste, die die polnischen Verbannten Sibiriens, seinem Vaterlande, geleistet hatten. Er stammte selbst von ihrem Blute. Seine Vorfahren hatten zwar schon vor langer Zeit ihren Glauben abgeschworen, waren ihrer Nationalität untreu geworden, aber es machte ihm heute noch Vergnügen, wenn er daran dachte, daß eine gewisse Gemeinschaft zwischen ihm und diesem schönen, kühnen Jüngling bestehe.

„Das Gesetz verbietet keine polnischen Briefe.“

„Jeder Brief muß kontrolliert werden, und die Polizei ist nicht verpflichtet, verschiedene Sprachen zu sprechen, oder Dolmetscher zu halten. Schreiben Sie Ihren Verwandten, sie möchten die Briefe an die Adresse des Gouverneurs schicken.“

„Daß ich ein Jahr darauf warten müßte; fällt mir nicht ein!“

„Nun, ereifern Sie sich nur nicht. Da haben Sie ihn ja!“

Krassuski ergriff den Brief, ohne zu danken, und indem er langsam fortging, irrten seine Augen flüchtig über die teuren Seiten. Die andern holten die ihren auch und trugen die Blätter behutsam wie Heiligtümer nach Hause. Samuel, der keinen erhalten hatte, blieb zurück, um die Monatshefte und Zeitungen in Empfang zu nehmen.

„Warum sind Sie selbst gekommen, meine Herren? Ich habe doch versprochen, Ihnen alles ins Haus zu schicken,“ wandte sich der Isprawnik mit sanftem Vorwurf an ihn.

„Bedenken Sie, daß das unsere einzige Freude ist. Wirklich, Sie könnten die Pakete mit unsern Briefen vor allen andern öffnen. Das Geld könnte doch warten.“

„Ich will's mir überlegen . . . aber das wäre nicht gesöhnlich. Das Geld muß vor allem gezahlt werden,“ fügte er hinzu, indem er den Adjunkten ansah. Dieser rückte auf seinem Stuhl hin und her und murmelte etwas in den Bart. Der Isprawnik war gut gelaunt. Samuel zeichnete er seiner guten Manieren und seines Tactes halber immer aus. Zuweisen machte er ihm sogar vertrauliche Mitteilungen.

„Wissen Sie auch, daß ein neuer Gefährte zu Ihnen kommt? Ein gewisser Arkanoff? Kennen Sie ihn nicht? Artemij Pawlowitsch Arkanoff!“ fügte er hinzu, indem er in den Papieren nachblätterte — „mit seiner Frau, Eugenie Zwanowna. Es wird nun lustiger werden bei Ihnen. Es ist doch ein miserables Leben ohne Frauen, nicht wahr? — Ohne Frauen, ohne Frauen, — das Leben so leer,“ begann er, die Melodie fälschend, vor sich hinzusummen. In seinen geröteten, lüternen Augen funkelte es wieder boshaft. Samuel grüßte und ging hinaus.

Er eilte in Alexandroffs Jurte, wo sie sich gewöhnlich alle versammelten, wenn die Post gekommen war. Alle waren noch in ihre Briefe vertieft. Nur Niehorski, der auch keinen erhalten hatte, blätterte in den Zeitungen, die er mitgenommen hatte. Als Samuel sein Paket auf den Tisch fallen ließ, machten sich auch die andern über die Zeitschriften her. Tief neigten sich die Köpfe über die weißen Blätter, denen der süße Duft der Heimat entströmte; beir blassen Scheine des Talglichtes hächten ihre thränenerfüllten Augen fiebernd nach den Worten, die oft so wichtig, so inhaltslos waren. Aber ihnen war in diesem Augenblick alles teuer und bedeutsam.

Krassuski las die Zeitung nicht mit; er saß abseits auf einem Stuhle, seinen Brief in der Hand und blickte vor sich hin in die Dunkelheit.

„Von Deiner Schwester?“ fragte Niehorski leise in polnischer Sprache und legte die Hand liebevoll auf seine Schulter.

„Ja!“

„Was schreibt sie?“

„Immer dasselbe. Sie sehr mag an, nicht zu warten!“ er lachte, „die Hoffnung nicht zu verlieren, keine Ruffin zu heiraten — und gesund und unbefleckt heimzukehren. Der ganze Brief ist voller Sorge um mich. Von sich selbst schreibt sie nichts, nur daß sie sich bangt.“

„Wieder! Hört Ihr! Wieder!“ rief Samuel mit donnernder Stimme, und als er aller Augen auf sich gerichtet sah, begann er tief erregt zu lesen. Die Zeitung zitterte in seiner Hand, die Stimme versagte ihm jeden Augenblick.

„. . . Heute sind Staatsverbrecher in unserer Stadt hingerichtet worden. Vom frühen Morgen an waren die Straßen, durch die der schändliche Zug kommen mußte, von Menschenhaufen angefüllt, die das Militär zurückhalten mußte. In den offenen Fenstern drängten sich Frauenköpfe; viele Damen standen auf den Balkons. Der Tag war heiter; die Sonne vergoldete die Bajonette, die Uniformen, die Mauern der Häuser und den bunten Staat der Damen. Die Polizisten in Gala-Uniform gingen auf ihren Standorten auf dem Fahrwege auf und ab. Aller Augen waren der Richtung zugewandt, wo das Gefängnis liegt. Plötzlich erhob sich von jener Seite her ein Gemurmel und setzte sich in der Menge fort; es wurde immer lauter, immer brausender, bis es zu einem vielstimmigen Stöhnen, zum Sturme anwuchs.“

„Sie kommen! Sie kommen!“

Die Menschenmenge wogte. Nun hörte man Räder rollen und Pferdegetrampel. Um die Ecke bog eine Abteilung berittener Gendarmen. Ihnen folgte ein schwarz gestrichener Wagen. Die Verurteilten hatten grobe Totenhemden an und waren, den Pferden mit dem Rücken zugekehrt, festgebunden. Auf der Brust hatten sie schwarze Tafeln mit der Aufschrift: „Verbrecher“. Es waren ihrer zwei, beide noch jung. Der eine saß schon halbtot da und war unter seinen Fesseln zusammengesunken; das herabhängende Haupt schwannte hin und her und wurde bei jedem Stoß emporgeschleudert. Der andre,

fiebernd vor Aufregung, rief etwas, was in dem Rassen des Wagens, in dem Getrampel der trabenden Schwadron und dem Rufen der Menge verhallte. Ich stand ganz nahe, konnte aber kaum die Worte auffangen: „Ich sterbe für Euch!“ Die Menge verhielt sich feindlich. Schimpfworte und Flüche regneten auf die Beurteilten nieder. Fäuste und Stöße hoben sich in die Luft. Nur ein ganz junges Mädchen warf ihnen einen Blumenstrauß zu, aber unglücklicherweise fiel er auf das Pflaster und wurde von den nachfolgenden Pferden zertrampelt. Das junge Mädchen wurde sofort arretiert. Die Beurteilten bestiegen mühsam das Gerüst. Die Henkersknechte mußten ihnen helfen. Beim Verlesen des Urteils waren sie sehr bleich. Lange lagen sie einander zum Abschied in den Armen. Als der Geistliche mit dem Kreuzifix zu ihnen trat, schüttelte derjenige, der gerufen hatte, abwehrend den Kopf. Der andre dagegen preßte die Lippen fest ans Kreuz und verharrte lange in dieser Stellung. Der Henker faßte ihn an der Schulter. Die Kappe wurde ihm übers Haupt geworfen, die fatale Bank schnellte unter seinen Füßen zurück und er sank schwer und regungslos nieder. . . Der andre, der das mit ansehen mußte, rang mit dem Henkersknechte. Als auch er aufgekniüpft war, zuckte er noch lange. Der Henker mußte seine Beine herabziehen.

„Ich kann nicht . . . ich kann nicht!“ stöhnte Samuel und floh in den dunklen Hintergrund der Stube.
Eine Weile war es totenstill in der Zurte.
„Ich schwöre ihnen ewigen, unerböthlichen Haß!“ flüsterte plötzlich Krassuski und erhob die Hand.
„Waren's Polen?“ fragte Jan, der gekommen war und das Vorlesen mit angehört hatte, Niehorcki ganz leise.
„Ist's nicht einerlei? Jammer't Dich nicht?“
„Natürlich jammer't's mich. Wie könnt's mich nicht jammern? Aber ich dachte, es wären Polen . . . Doch ich seh', die Russen sind auch endlich klug geworden.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Umsturz-Hengst.

(Aus der Antisocialdemokratischen Korrespondenz.)

Die Socialdemokratie ist unerschöpflich in der Wahl ihrer Mittel, den bestehenden Staat, die Monarchie und die Religion zu unterwühlen, in dem bewußten Endziel, daß dann eines Tages der durch tausend Gänge unterminierte Bau jäh zusammenstürzen wird.

Leider aber sind die zur Abwehr berufenen staatsbehaltenden Elemente über das Wesen der Socialdemokratie durchaus nicht unterrichtet. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, das Regierungsblatt, lebet die monarchischen Kreise in völliger Unwissenheit über das wahre Wirken des Umsturzes und führen deshalb den Kampf gegen die Revolution in durchaus untauglicher und zweckwidriger Weise; ja, sie tappen zum größten Gaudium der roten Rotte fortwährend ahnungslos in die von den Socialdemokraten listig gestellten Fallen. Obwohl die „Antisocialdemokratische Korrespondenz“ dreimal wöchentlich, zu doch wahrhaftig mäßigem Abonnement aus den Tiefen der Wissenschaft und des Gemüts ihres Herausgebers echte und von keiner der läppig aufwuchernden Konkurrenz-Unternehmungen nur annähernd erreichte gebiegene Aufklärung verbreitet, wird es immer noch nicht Tag in den Köpfen, durch die falsche Methode des Kampfes erreicht man das Gegenteil des Zweckes und liefert den Zerstörern der Monarchie Wasser auf die Mühlen.

Die „Antisocialdemokratische Korrespondenz“ hat bereits in der vorigen Woche zum 1500. Mal unwiderleglich festgestellt, daß die Socialdemokratie durch und durch hochverräterischen Charakter hat. Trotzdem haben die deutschen Behörden, hat die Staatsanwaltschaft bisher nicht energisch zugegriffen, wie es doch ihre Pflicht dem christlich-monarchischen Staate gegenüber gewesen wäre.

Es scheint, daß die Katastrophe erst eintreten muß, ehe die Konfusen aufzuwachen beginnen. Oder wird man wenigstens die neueste hochverräterische Unternehmung richtig zu würdigen verstehen, welche die Socialdemokraten mit äußerster Frechheit, bewundernswürdigster Schlauberch und großem, angesichts der herrschenden Blindheit leider nur zu begreiflichen Erfolge ausgeführt hat?

Alles Sinnen und Trachten der Socialdemokratie läuft bekanntlich darauf hinaus, das festeste Bollwerk des Staates, die Armee, zu erschüttern, was ihr ja schon bis zu einem hohen Grade auch gelungen ist. Insbesondere spekulieren die vaterlandsfeindlichen ruchlosen Zerstörer des monarchischen, christlichen und nationalen Staates darauf, daß im Falle eines kriegerischen Zusammenstoßes die deutsche Armee unterliegt und daß dann auf den Trümmern des Staates die rote Republik ihre blutige Herrschaft errichtet.

Diesem, wenn auch wahnsinnigen, so doch erreichbaren Ziele sind nun die Umstürzler, wie wir aus einer besonderen, absolut

zuverlässigen Quelle erfahren, in letzter Zeit ganz gefährlich nahe gekommen.

Vor ein paar Monaten erschien in einem Blatte, das durch seine Mauerungstheorie so viel zur Unklarheit über die socialdemokratische Gefahr beigetragen hat, eine scheinbar harmlose, vermischte Notiz. Das der Socialdemokratie seit jeher Vorschub leistende freisinnige Blatt erzählte, daß im Norden (!) Berlins ein gewesener Offizier (!!) einen Hengst durch zähen und methodischen Unterricht soweit gebracht habe, daß er die Leistungen des menschlichen Gehirns vollführen könne. Er könne lesen, rechnen, Töne unterscheiden, patriotische Gedentage in seiner Hufsprache anzeigen usw.

Das klang unbedenklich, fast hochsommerlich, aber es steckte etwas dahinter!!! Es stecktele!!!

Auffällig war es schon, daß das Dressurwunder im Norden Berlins auf einem Hofe vorgenommen worden ist. Man bedenke doch, daß der Norden Berlins geradezu das Centrum des deutschen Revolutionsherdes darstellt; hier ist nahezu alles socialdemokratisch verseucht, und das zarte Kind saugt schon mit der Flasche das antimonarchische Gift ein! Außerdem ist auch die Persönlichkeit eines gewesenen Offiziers stets mißtrauenerweckend. Man weiß ja, wieviel unzuverlässige Elemente sich neuerdings gerade in diesen Schichten breitmachen.

Allmählich wurde der kluge Hengst dann immer bekannter, und heute verhängt das Interesse an dem Tier gerade in den bürgerlichen und adligen Kreisen alles andre, selbst die doch so bitter notwendige Ausrottung des Umsturzes.

Man jubelt dem Hengst zu, wie einer herrlichen Errungenschaft, und spottet seiner selbst.

Es wiederholt sich eben wieder einmal die schauerliche Tragödie, daß eine sensationslüsterner herrschende Klasse dem eignen Totengräber Beifall klatscht. So ergötzte sich einst das feudale Parterre an den Wigen eines Beaumarchais, in denen doch bereits das Beil der Guillotine funkelte!

Noch aber ist es Zeit, sich aus dem Zaumel zu retten und die Fäden zu erkennen, mit denen die herrschende Gesellschaft und die Monarchie umstrickt wird. Diesen Fäden wird hoffentlich die folgende absolut authentische Darstellung erfüllen!

Unser Mißtrauen über die Pferdebesessur im Norden Berlins fand bald eine überraschende Bestätigung. Dieser Wunderhengst war nichts als eine Etappe auf dem hochverräterischen Wege des Umsturzes!

Wir stellen hiermit fest, und der „Vorwärts“, so frech im Lügen er ist, wird nicht die Stirn haben, es abzuleugnen:

1. Der „kluge Hans“ stammt aus dem berühmten Gestüt des socialdemokratischen Schlossherrn von Kühnacht, August Webell! Auch dieser Hengst ist aus Arbeitergroßem erzeugt und gemästet worden.

2. Der sogenannte Herr v. Osten ist ein Emissair der Socialdemokratie, der gegen ein Gehalt von 20 000 Mark jährlich die Aufgabe übernommen hat, Pferden das menschliche Denken beizubringen und sie damit fähig zu machen, socialdemokratische Aufklärung in sich aufzunehmen.

Wie groß der Erfolg dieses Unternehmens bereits jetzt ist, zeigen die täglichen Zeitungsberichte. Ahnungslos nähert man sich dem Abgrund! Man bestaunt den klugen Hengst und läßt sich nicht träumen, welche furchtbare Gefahr hinter diesem scheinbar gänzlich unpolitischen Dressurwunder lauert, in das leider auch bereits preussische Minister und hohe Offiziere gelockt sind.

Vermag man denn wirklich nicht in der „Hufsprache“ den Teufelskuf zu erkennen?

Mit diabolischer Geschicklichkeit hat die Socialdemokratie den Plan ausgenommen, und wenn er nicht rechtzeitig durchkreuzt wird, wird er unausdenkbare Folgen haben.

Diese neueste hochverräterische Intrigue verfolgt, in kurzem flüzt, folgende dämonische Ziele.

Zunächst will man den Pferden, indem man sie fähig macht, die socialdemokratischen Irrlehren zu verstehen und in sich aufzunehmen, unter dem Vorwand der bewußten Pferdewürde die Neigung zu körperlicher Arbeit austreiben; sie sollen sich nur noch geistig beschäftigen. Daraus folgt von selbst, daß sie sich weder vor die Equipagen noch die Leiterwagen der verhassten Junter spamen lassen werden. Zwingt man sie dazu gewaltsam, so werden sie durchgehen und Menschen und Wagen zertrümmern. Welche Folgen das in der Erntezeit haben muß, läßt sich leicht erkennen. Immerhin ist diese Erfüllung der Pferde mit Arbeitsscheu und Junterhaß in seiner gefährlichen Tendenz noch zu durchkreuzen. Es giebt ja Automobile!

Schlimmer ist der unheilvolle Einfluß, den die „bergeistigten“ Pferde auf die Offiziere ausüben werden. Die Offiziere sind ja bekanntlich ausschließlich auf den Umgang mit Pferden und Weibern angewiesen. Die revolutionäre Emancipation, die mehr und mehr unter den Weibern grassiert, hat schon die übelsten Wirkungen auf das patriotische, monarchische, christliche und nationale Empfinden der Offiziere hervorgerufen. Kommt nun auch der geistige Einfluß der socialistisch „aufgeklärten“ Pferde auf ihre Reiter hinzu, so werden diese berufenen und bisher noch ziemlich gefunden Führer der Nation den Lockungen von Karl Marx unterliegen und naturgemäß im Kampfe um die Erhaltung der bestehenden Ordnung unzuverlässig werden.

Aber auch das läßt sich noch ertragen und überwinden. Zur Katastrophe muß es jedoch führen, wenn das höchste und eigentliche Ziel der socialdemokratischen Pferdebesessur gelingt: die Erziehung von

Pferden zu der internationalen Weltfriedensidee! Das ist die fürchterliche Absicht der Socialdemokraten, um bereitzustellen die Partei die großen Opfer für den Versuch des Herrn v. Osten gebracht hat: Im Falle eines Krieges sollen die socialistisch verfeuchten Pferde streifen! Mitten in der Kavallerie-Attade werden sie den Dienst versagen! Und da im Scheitern der Kavallerie-Attade das Schicksal des Krieges besiegelt ist, erreichen die Umstürzler auf diese Weise sicher das ersehnte Ziel: den militärischen Zusammenbruch des Vaterlandes und für die rote Schreckensherrschaft ist die Bahn frei!

Was muß nun gegenüber dieser fürchterlichen Gefahr geschehen?

Zunächst ist natürlich die hochverräterische Dressur des Umsturzhegnetes, der auf den unschuldigen Namen Hans hört, polizeilich zu unterbrücken. Die Thäter sowie seine Anstifter und Teilnehmer sind wegen Hochverrats zu prozessieren, natürlich auch der Lieferant des Gengstes, August Bebel.

Ferner ist unverzüglich ein Gesetz zu erlassen, das jeden verächtlichen Pferde-Unterricht unter strengste Strafen stellt.

Aber auch diese Mittel sind noch nicht ausreichend. Es besteht der Verdacht, daß die socialistische Anstiftung unter den Pferden insgeheim bereits erhebliche Fortschritte gemacht hat. Auch Verbote und Strafen werden nicht abschrecken von der Fortführung des Unternehmens, da die Socialdemokraten ja auf Recht und Gesetz, wie sie auf jedem Parteitag cynisch erklären, pfeifen. Es muß auch positiv entgegengewirkt werden! Zu diesem Zwecke ist namentlich in den Stallungen der Kasernen die „Antisocialdemokratische Korrespondenz“ ausgesetzt zu verbreiten. Die Pferde müssen, bei Strafe der Futterentziehung, nötigenfalls zwangsweise zur Lektüre angehalten werden. Auch Eugen Richters „Zukunftsbilder“ und des Grafen Wilow ausgezeichnete Reden gegen die Socialdemokratie werden ihre guten Dienste thun. Die Pferde müssen national bleiben oder der Staat wird untergehen!

Schließlich ist noch sofort das geheime Centraldepot für Pferde-Agitationschriften, das sich in den dunkelsten Winkeln des „Vorwärts“-Kellers befindet, aufzuheben und die Redaktion, Expedition, Geschäftsleitung des Schandblattes in Haft zu nehmen; des Furchtsverdachts sind sie wegen der Nähe der russischen Grenze ja in höchstem Grade verdächtig.

Videant consules! Sie sind gewarnt!

Nachschrift: Ich fühle doch das humane Bedürfnis, die vaterländischen Sorgenkrämpfe des Herrn Mag Lorenz ein wenig zu beschwichtigen!

Ich glaube ja an vieles. Ich halte es für möglich, daß der Getman aller Kosaken, Alexis Romanow, in einer gepanzerten Automobilwiege in kugelsicheren Bindeln sich auf den Kriegsschauplatz begeben und zugleich als Chef des russischen Generalstabs durch seine überlegene Strategie Japan zertümmern wird.

Ich glaube auch, daß der Kultusminister Herr v. Studt deshalb seine Zeit dem Wunderhengst Hans widmet, weil er erforschen will, ob Hans genügende religiöse Empfindung beigebracht werden kann, daß die Pferde — zur Entbehrlichmachung der unzuverlässigen Menschenlehrer — verständigweise wenigstens vorläufig in Traktaten den Schulunterricht auch für die Menschenkinder zu übernehmen vermöchten.

Ich halte es auch für möglich, ja selbstverständlich, daß gerade Pferde Stimm für patriotische Festtage haben; bei Menschen habe ich diese Fähigkeit immer für höchst unnatürlich gehalten.

Aber daran glaube ich nicht, daß Pferde lesen lernen, mit Bräunen rechnen und die Löhne richtig unterscheiden und bestimmen. Mit den Hufen läßt sich das nicht machen.

Freilich Herr Professor Möbius, der absonderlich gelehrte Zoologe, findet solche Pferdellüste durchaus begreiflich:

„Hans sieht und unterscheidet den kleinen und großen Zeiger einer vor seinen Augen gehaltenen Taschenuhr, sowie auch die verschiedenen Form und Lage der zwölf Stundenzahlen. Das ist auch erklärlich. Seine Augen bestehen aus ähnlichen Lichtbrechenden und empfindlichen Teilen wie die menschlichen und stehen durch die Augenerven mit Gehirnstellen in Verbindung, wo der Reiz, den das im Hintergrund des Augapfels erzeugte scharfe Bildchen des Ziffernblatts verursacht, in eine Vorstellung verwandelt wird.“

Hat er im August 1904 in der klugen „National-Zeitung“ geschrieben, ein deutscher Professor und alle Zeitungen haben's ihm gläubig nachgedruckt! O diese allerflügigsten Hänse!

Ich aber weiß, und etliche andre Menschen wissen es vielleicht auch, daß die für den Reiben so einfach scheinenden Operationen des Rechnens in Wahrheit höchst komplizierte Vorgänge sind, in denen vielstauendjährige Kulturarbeit der Gesamtmenschheit steckt und die wir unsren Kindern nur deshalb — und auch nicht ohne Schwierigkeiten — beibringen können, weil die Menschen, wieder in unermeßlichen Zeiträumen geistiger Arbeit, sich das wunderbare, unendlich feine und vertwickelte Instrument der Sprache geschaffen haben.

Das, meine Verehrten, leistet nicht die „Reghaut“ eines beliebigen Gengstes, oder es läßt sich auch ein Floh zum Zoologen dresfieren, indem man auf seine Reghaut das Bild des Professor Möbius bringt, das sich dann — höchst einfach! — in eine Vorstellung verwandelt.“ Das wäre immer noch wahrseinerlicher, als daß sich das Reghautbild einer Uhr in den Augen eines Hengstes — wie lange dauerte es, bis die Uhr erfunden wurde? — in die Vorstellung eines korrekten, zahlenmäßig bestimmten Zeitbegriffes ver-

wandelt, zu dessen Aneignung die Menschheit wiederum Jahrtausende mathematisch-astronomischer Arbeit gebraucht hat.

Ich glaube nur, daß Hans alles das kann, was die Dressur und der Dresseur zu leisten im stande ist: nämlich ihn abzurichten, zwischen zwei bestimmten Zeichen eine und dieselbe Bewegung auszuführen.

Und weil nur das möglich ist, was innerhalb der Grenzen der Dressur in der Abhängigkeit von einem gebietenden und weisenden fremden Willen geleistet zu werden vermag, darum glaube ich zwar, daß die Pferde es vielleicht zum gehorchenden Ministerverstand, aber niemals zur selbstthätigen Menschenvernunft bringen werden. —

Joc.

Kleines feuilleton.

dr. Auf der Suche. Der Wirt wohnte in der ersten Etage. Schüchtern stieg sie die eleganten, teppichbelegten Stufen empor, schüchtern zog sie die blinkende Glocke; eine sehr torpulente Dame öffnete und maß sie mit herablassend grüßendem Blick.

„Ich komme mal nach die Wohnung fragen.“ Sie sagte es, als müßte sie um Entschuldigung bitten.

„Ach so!“ Die Dide öffnete die Thür ein bißchen weiter. „Nach welche denn? Nach die mit de vier Stuben wohl nich?“ Wieder traf ein herablassender Blick das schlichte Gewand der jungen Frau. Diese errödete.

„Es steht doch noch eine dran: Stube, Kammer und Küche...“

„Auf 'm Hof vier Treppen.“ Die Dide fiel ihr rasch ins Wort. „Na, kommen Se mal rein!“ Sie drehte sich um, ging voran und stieß eine Stubenthür auf.

„Du, Waze, hier ist eine nach die Wohnung ins Hinterhaus.“

Waze war offenbar ihr Mann, gleich bid, gleich elegant, über seinem breiten Seidengürtel baumelte eine dicke, goldene Uhrkette. Er saß am Schreibtische und zählte Geld; in ganzen Reihen lagen die Gold- und Silberstücke vor ihm; jetzt drehte er sich um: „De Wohnung wollen Se? Wer sind Se denn, können Se denn auch zahlen? Wer nich pünktlich zahlt, fliegt raus. Haben Se denn 'n Mann?“

„Aber gewiß doch. Schlosser is er.“ In das Gesicht der jungen Frau stieg eine Röte; sie trat ein paar Schritte vor und sagte: „Und wir zahlen sehr pünktlich Miete, sehr pünktlich, Sie können's man glauben; immer auf 'n Ersten, darauf hält mein Mann; kann ich mir denn die Wohnung mal ansehen? Stube, Kammer und Küche, bis würde uns ja grade passen. Is de Küche 'n bißchen groß, daß man 'n Bette drin stellen kann?“

„Ach, Se woll'n wohl vermieten? Aee, denn lassen Se man, Schlafbüschchen halten und sone kiederliche Fucht, bis is nicht für uns.“ Der Wirt wandte sich wieder seinen Goldstücken zu.

„Aber das fällt uns ja jar nicht ein, des wollen wir ja jar nich!“ Die junge Frau wurde eifrig: „Wir haben ja noch niemals abermirt, das haben wir nich nötig!“

„Na, denn is't ja jut.“ Die letzte Versicherung schienen den Diden milder zu stimmen; er gab dem Stuhl eine halbe Schwenkung nach der Sprecherin zu: „Und keine Klatschereien machen ins Haus, verstanden! Und der Mann trinkt doch nich etwa und macht Krach auf de Treppe? Dis würde ich nich leiden, hier is 'n ruhiges Haus.“

„Aber so was is ja noch nie jeseent!“ Die junge Frau sagte es voll Entrüstung. „Wie können Se denn so was denken, wir sind doch anständige Leute.“

„Nu, Jott, bei de Hinterhausleute muß man immer drauf jesaßt sein, daß se Klatschen und trinken.“ meinte die Wirtin in wegwerfendem Tone.

Die junge Frau drehte ihr Sonnenschirmchen; eine tiefe Empörung gährte offenbar in ihrer Brust; sie bezwang sich aber und sagte ruhig: „Kann ich denn die Wohnung nich mal sehen? Was soll se denn überhaupt kosten?“

„Siebenundzwanzig Mark.“

„Siebenundzwanzig Mark?“ Sie wiederholte es, halb erschrocken.

„Na, is Ihnen wohl doch zu vilte? Sehen Se, das hab' ich mir jedacht!“ Die Wirtin, die sich auf dem breiten Taschensofa niedergelassen, stüßte ihre Buttereschippe in die Kaffeetasse.

„Ach, zu viel.“ die junge Frau stockerte mit ihrem Schirm auf dem Teppich umher, „wir geben ja jetzt dreißig, — aber auf 'n Hof vier Treppen?“

„Na, wenn Se nich wollen, brauchen Se se ja nich zu nehmen; for 'ne kleine Wohnung jieb't's Leute jenug, die froh sind, wenn wir se nehmen.“

„Is denn 'n zweifensiriges Zimmer?“ fragte die junge Frau. „s is 'ne große Stube.“ erwiderte die Wirtin.

„Und sauber is doch auch noch alles?“

„Jemacht wird nicht.“ erklärte der Wirt, „ich hab' se erst vor drei Jahre machen lassen; die Wohnungen für de kleinen Leute kann ich nich alle Jahr machen lassen; halt' man selber alles sauber, denn schmugt's nich se ein, aber wenn Ihr natürlich alle Woche Cure Lumpen in de Küche wascht und trodnet...“

„Na, das dürfen Se ja nu bei uns auf keinen Fall, das untersuchen Se sich man ja nich!“ Die Wirtin setzte sich in Positur.

„Das hab' ich ja auch noch nie jehan.“ die junge Frau errotete von neuem, „aber kann ich denn de Wohnung nich mal sehen?“

„Zeig' ihr doch de Zimmer bei uns hinten; s sind ja deselben Räume.“ jagte der Wirt zu seiner Frau.

„Ich möchte sie aber doch lieber oben sehen.“ meinte die junge Frau.

„Na, denken Sie etwa, ich steig' um so 'ne kleine Wohnung 'n Tag sechsmal de vier Treppen raus und runter? Da hätt' man viel zu thun. Hier is de Stube und da is de Küche und hier is de Kammer, sehen Sie.“ Sie hatte die Thür zu den hinteren Räumen geöffnet und ging voran.

„Ach, das is ja aber nur 'n Verschlag für de Besen.“ rief die junge Frau, an die Kammer tretend, „und die Stube so klein, und in der Küche kann kein Bett stehen, da müßten die Kinder ja alle drei bei uns mit in de Stube schlafen.“

„Was mühte, was haben Sie?“ Die Wirtin fuhr herum.

„Kinder haben Sie?“ schrie der Wirt, „drei Kinder?“

„Aber so artige Kinder!“ Die junge Frau kniete förmlich zusammen: „Nein, stoßen Sie sich man daran nich; nu bin ich schon den ganzen Tag jelaufen und niemand will de Kinder haben.“

„Ach, und da denken Sie, ich nehm se?“ Der Wirt wurde puterrot. „Und das sagen Sie einem nicht mal gleich? Da steh'n Sie hier und quatschen einem de Ohren voll und halten einen un-nütz auf.“

„Na, ich bin ja schon draußen!“ Die junge Frau zog die Korridorthür eilig hinter sich ins Schloß.

Die Wirtin aber stemmte die Arme in die Seiten: „Na, is einem solche Frechheit schon vorjelommen? Kommt die Person hier Wohnung suchen und sagt nicht gleich, daß sie drei Kinder hat!“ —

gc. Schwimmende Läden auf dem Mississippi. Der Quellbezirk des Mississippi liegt in einer Gegend, wo Schnee und Eis ein halbes Jahr den Boden bedecken, während beide in dem fast tropischen Klima seines Mündungsgebiets nur dem Namen nach bekannt sind. Für gewöhnlich zeigt der Strom in seiner Länge von der Ohiomündung bis zum Meere ein einmaliges Anschwellen und ein einmaliges Fallen im Jahr; sieben Monate, von Ende Dezember bis Ende Juli steht er über seiner mittleren Höhe, die übrigen fünf Monate unter dieser, wobei der Unterschied zwischen hohem und niedrigem Wasserstand beispielsweise bei St. Louis 12,8 Meter, bei New-Orleans 6 Meter beträgt. Die Uferbewohner sind fast durchweg auf den Flußverkehr angewiesen, weil nur wenige Bahnen das Ufer berühren. Was die Schifffahrt angeht, so wird sie nicht nur durch Wirbel und Gegenströmungen, sondern auch durch losgerissene Uferstücke und in Schlamir stehende Baumstämme sehr erschwert. Zur Bergfahrt von der Mündung bis New-Orleans brauchen Segelschiffe fünf und mehr Tage, wogegen sie bei gutem Winde die Thal-fahrt oft in 12 Stunden zurücklegen. Der Fluß wird aufwärts fast nur noch mit Dampfern befahren, deren über 1200 auf dem Mississippi und seinen Nebenflüssen regelmäßig verkehren. Die großen Dampfer halten aber nicht an den kleinen Ansiedelungen, und so wird der Handel mit solchen hauptsächlich durch Flachboote vermittelt. Bei Sommeranfang beladen die Besitzer von solchen schwimmenden Kramläden in St. Louis, dieser Metropole des westlichen America, ihre Fahrzeuge mit Waren aller Art, mit Kleidungsstücken, Munition, Lebensmitteln, kurz allem, womit nach ihrer Erfahrung ein Geschäft zu machen ist. Dann fahren sie thalwärts und halten nun bald auf dem rechten, bald auf dem linken Flußufer an allen Dörfern und einzelnen Farmen an. Auch die Kanäle und Seitenflüsse werden von diesen Händlern, die meist große Ortskenntnisse besitzen, nicht übergangen. Nähert sich solch ein Waren-schiff einer Niederlassung, so wird schon von weitem das Läuten der Schiffsglocke wahrnehmbar. Die Flagge der Union wird gehißt, eine große, weithin lesbare Reflametafel wird aufgezogen und dann am Ufer gelandet. Nun kommen Farmer, Pflanzer, Holzschläger, Jäger usw. zu dem schwimmenden Kramladen, auch die Frauen und Töchter der Uferbewohner stellen sich ein, und das Geschäft geht meist sehr lebhaft. Im Spätherbst ist ein solches Boot gewöhnlich stromabwärts bis New-Orleans gelangt, nachdem die sämtlichen Waren glücklich Absatz gefunden haben. Das Boot wird dann dort verkauft, und der Händler schafft sich im nächsten Frühjahr in St. Louis ein neues an, mit dem er dieselbe Geschäftsreise strom-abwärts ausführt. —

Aus dem Pflanzenleben.

tt. Wirkung der großen Hitze auf die Pflanzen. Jahre von so extremer Hitze und Trockenheit wie das diesjährige bringen Erscheinungen hervor, die man sonst nie in unsrer Zone zu beobachten Gelegenheit hat. Die große Hitze am 15. und 16. Juli namentlich hat eine Wirkung auf die Pflanzenwelt gehabt, die wohl in jedem Garten sich bemerkbar gemacht hat. Eine große Anzahl von Pflanzen sind direkt verbrannt. Die Blätter sind nicht vertrocknet infolge von Wassermangel, sie sind auch nicht verdorrt infolge zu großer Ausdunstung, sondern sie sind direkt verbrannt. Die Hitze war nicht nur in eingeschlossenen Gärten und an Südwänden afrikanisch, sie erreichte auch auf freiem Felde eine Höhe, daß die gewöhnlichen Freilandthermometer, die nur bis 50 Celsius-grad Wärme anzeigen, nicht mehr ausreichten. Die große Hitze hat nicht nur eine Menge Menschen getötet, sie führte auch in vielen Gärten zu einer Katastrophe. Wenn so zarte Pflanzen wie die Kletterrose Crimson Rambler, die ihrer Natur zuwider wie Wein an Südwänden gezogen wird, plötzlich weiße Blätter bekam und diese abwarf, so ist das noch am wenigsten zu verwundern. Auch empfindliche Rosenblüten verbrannten und wurden bräunlich. Eine Menge von Biersträuchern ereilte das gleiche Schicksal. Die Blätter von

Spiräen, Verberizen, Gartriegel-Arten wurden braun oder schwarz. Merkwürdig ist aber, daß auch einheimische und eingebürgerte Pflanzen, die Sonne und Trockenheit wohl vertragen können, wie Wildrosen und junge Kastanien, ebenfalls verbrannten. Auch junge Wildlinge von unserm Kernobst und von Pflaumen zeigten verbrannte Blätter. Besonders aber wurden allenthalben die Blätter von Stachelbeeren plötzlich braun. Und die Früchte von ihnen selbst verbrannten und wurden teilweise braun. Oder aber sie bekamen ein ganz harte dicke Haut und verloren allen Saft. Auch die Früchte der Johannisbeeren schrumpften teilweise zu kleinen Rosinen zusammen. An vielen Pflanzen übte die Hitze zwar keine so ver-sengende Wirkung, aber sie dörrte die Blätter vollständig aus. Das ist offenbar so schnell gegangen, daß die Wurzeln, selbst wenn sie noch genügende Bodensuchtigkeit besaßen, doch nicht hinreichende Zeit zur Verfügung hatten, um das Wasser nach den Blättern zu leiten und dadurch die verdampfende Flüssigkeit in ihnen zu er-setzen. So wurden denn die Blätter schlaff und verschrumpelten. Das geschah besonders auffällig bei den Himbeeren. Doch traf es nur die Fruchttruten, während die diesjährigen Triebe im all-gemeinen intakt blieben, wenn sie auch ihr Wachstum einstellten. Aber auch von vielen andern Pflanzen vertrockneten die Blätter, die jungen Triebe oder die Früchte. Die Pflanzen, die so ihre Blätter verloren, und die einen so toten Eindruck machten, sind indes in Wirklichkeit keineswegs abgestorben. Eben jetzt beginnen an ihnen wie im ersten Frühjahr die Knospen zu schwellen, bei manchen schlagen hoffnungsvoll schon junge Blätter hervor. —

Humoristisches.

— Wirkungsvoll. „Der Meier hat ja jetzt eine ganz rote Nase! Seit wann steht sich denn der so gut, daß er so viel trinken kann?“

„Seitdem er einen schwinghaften Handel mit einem Mittel gegen rote Nasen treibt!“ —

— Ein moderner Haushalt. Madame (zu dem neuen Dienstmädchen): „... Marie, ich zahle Ihnen heute gleich den Lohn für drei Monate voraus, macht sechzig Mark; hier haben Sie einen Wechsel über hundert Mark, kriegen ich also vierzig Mark heraus!“ —

— In der Saison. Wirt: „Für drei Personen hätte ich noch Betten; die übrigen Herren müßten auf dem Heuboden schlafen; (als die Fremden sich zögernd ansehen) zu genieren braucht sich keiner... es kost' g'rad' so viel wie ein Bett!“ —
(„Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— Das Lessing-Theater wird am 1. September mit Jbsens „Frau vom Meere“ eröffnet. Im Oktober will man den ungarbeiteten „Florian Geher“ von Hauptmann heraus-bringen. Später soll dann der neueste Hauptmann: „Die fröh-lichen Jungfern in Dischofsberg“, ein Lustspiel in fünf Akten, folgen. —

— „Kunst und Kind“ ist der Titel einer neuen Zeit-schrift, die der Verlag Alexander Koch in Darmstadt herausgeben will. Das Blatt wird monatlich erscheinen. Heft 1 soll Mitte September zur Ausgabe gelangen. —

— Ein kostspieliges Versehen. Einen Schadenserlag in der Höhe von 50 000 Fr. hat das Pariser Zivilgericht dem Bühnen-Schriftsteller Jlers zugesprochen, weil die Direktion des „Moulin Rouge“ ihn nicht als Autor ihrer Ausstattungsoperette „Le Toreador“ auf den Anschlagzetteln genannt hatte. —

— Eine fähle Sommerfrische. Bei der zu physiologischen Versuchen ausgebauten Margherita-Hütte auf dem Monte Roja hat während der heißen Tage des Juli und August stets eine erfrischende Kühle geherrsch, indem die Sommerfrischler dort zeit-weilig eine Kälte von 17 Grad Celsius zu spüren bekamen; die Hütte liegt nämlich 4559 Meter über Meereshöhe. Viele Sommergäste hat der Kurort allerdings nicht; mit den wissenschaftlichen Forschern etwa 12 Mann. —

— Sittentwächter. Eine höchst moralische Behörde wacht über die Gäste des Badeortes Atlantic City in New Jersey. Die Tausende von Besuchern, die jährlich das Bad aufsuchen, sehen sich auf Schritt und Tritt durch die Badebestimmungen eingeengt. Das im Wasser zu tragende Kostüm ist genau vorgeschrieben. Fluchen wird streng bestraft. Ein Herr aus Philadelphia wurde verhaftet, weil er in der Hörweite eines Polizisten das freudhafte Wort „verdammt“ gebraucht hatte. Er kam mit einer Geldstrafe von 10 Schilling davon, weil als Milderungsgrund angenommen wurde, daß ihm ein Schiffer einen Bootmannshafen ins Bein ge-schlagen hatte. Nicht so gut erging es Ausflüglern von Philadelphia und Baltimore, die sich so weit vergangen hatten, sich öffentlich zu küssen. Sie mußten, Männlein wie Weiblein, je 2 Pfd. St. zahlen. Einer der Herren entschuldigte sich damit, daß er nur seine Frau geküßt habe, erhielt aber darauf vom Major die Antwort, daß er dann besonders strafbar sei, da anständige Leute ihre Frauen nicht öffentlich küßten. —

— Auch eine Delikatesse. Im Inseratenteil der „Berliner Deutschen Delikatessen-Zeitung“ (Nr. 28, Juli 1904) werden neben geräucherter Lachs, Kaffee, Spargel, Mettwurst und andern schönen Dingen auch empfohlen: Intime Memoirenverle, herausgegeben von usw. usw. —